

Rezensionen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse**

Band (Jahr): **54 (1960)**

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

Die Urkunden der Deutschen Karolinger. 4. Band : Die Urkunden Zwentibolds und Ludwigs des Kindes. Bearb. v. Theodor Schieffer (*Monumenta Germaniae Historica. Diplomata regum Germaniae ex stirpe Karolinorum. Tomus IV : Zwentiboldi et Ludovici Infantis Diplomata.* Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1960, 4^o, XIV-322 S.

Zwentibold und Ludwig d. Kind sind jene beiden Karolinger, mit denen das fränkische Königsgeschlecht zu Beginn des 10. Jh. im Mittel- und Ostreich ausstirbt. Zwentibold, der seinen unter den Karolingern sonst ungewöhnlichen Namen seinem Taufpaten Swatopluk (Zwentibold) von Mähren verdankt, war 870/71 als außerehelicher Sohn König Arnulfs von einer unbekanntem Mutter geboren worden. Sein Vater erwirkte ihm 889 die Anerkennung des Rechtes auf die Thronfolge, falls er selbst ohne legitimen Nachkommen bliebe. Als ihm 893 sein ehelicher Sohn Ludwig geboren wurde, entschädigte er Zwentibold 895, indem er ihn durch eine letzte fränkische Reichsteilung zum Unterkönig in Lothringen erhob. Lothringen hatte sich 887 nicht an der Königserhebung Arnulfs beteiligt und war erst im Jahr darauf von diesem zur Huldigung gezwungen worden. Während Arnulf auf der einen Seite der Sonderstellung dieses ehemaligen Teilreiches Rechnung tragen wollte, ging es ihm gleichzeitig darum, die hier besonders zahlreichen hohen Adelsfamilien fester an die königliche Gewalt zu binden. Zwentibold war dieser Aufgabe nicht gewachsen. Er versuchte in die Thronkämpfe des Westreiches einzugreifen und geriet in Konflikt mit Karl d. Einfältigen, der auf die Stammheimat seiner Dynastie Anspruch erhob. Erreichte Zwentibold hier vor einer bewaffneten Auseinandersetzung einen Friedensschluß, so konnte er eines Aufstandes der Großen seines Landes, die seinen Stiefbruder Ludwig herbeiriefen, nicht mehr Herr werden und fand in diesem Kampfe am 13. August 900 in der Maasgegend den Tod.

Damit war auch dieser Versuch, aus dem « Reiche Lothars » ein dauerhaftes, eigenes politisches Gebilde zu formen, gescheitert. Die Großen Lothringens huldigten in Diedenhofen Ludwig d. Kinde, der kurz vorher, zwei Monate nach dem Tode seines Vaters Arnulf, zu Forchheim zum König des ostfränkischen Reiches erhoben worden war. Freilich behielt Lothringen auch nach dieser Rückkehr zum Ostreich noch immer eine gewisse Sonderstellung, die auch in den Urkunden Ludwigs zum Ausdruck kommt. Die überaus zahlreichen Interventionen geistlicher und weltlicher Großer, vor allem bayrischer und schwäbischer Bischöfe und Angehöriger der führenden

Adelsgruppen zeigen, wie sehr die eigentliche Regierungsgewalt nicht in den Händen des königlichen Knaben, sondern dieser Großen lag. Deren Gegensätze vermochten auch keine einheitliche Abwehr der Ungarn zustandezubringen, die seit 900 immer wieder das Land bedrohten und 907 bei Preßburg das bayrische Aufgebot vernichteten. Auch ein vom jungen König selbst geführtes Heer wurde 910 bei Augsburg geschlagen. Im Jahr darauf, am 24. September, starb Ludwig d. Kind und wurde neben seinem Vater in St. Emmeram zu Regensburg beigesetzt.

Manche von diesen Ereignissen spiegeln sich in den Urkunden dieser beiden Söhne Arnulfs. In der nun vorliegenden mustergültigen Edition sind diese für die Forschung zugänglich gemacht. Während wir von Zwentibold nur 28 Urkunden, darunter 7 im Original besitzen, gehen unter den Namen Ludwigs d. Kindes 85 Diplome, von denen 7 Fälschungen sind (DD. 79-85) und eine stark überarbeitet ist (D. 68 für Kloster Andlau). 69 Urkunden Ludwigs sind im vollständigen Text erhalten und darunter befinden sich nicht weniger als 33 Originale, davon eines (D. 40 für Niederaltaich) sogar in zwei Exemplaren und eines (D. 76 für St. Maximin in Trier) ohne Vollziehungsstrich und ohne Siegel, was eine Seltenheit in der Überlieferung darstellt. Unter den Empfängern führt bei den Urkunden Zwentibolds, die überwiegend Schenkungen und Bestätigungen, dagegen keine Immunitätsprivilegien enthalten, Trier mit 6 Diplomen (DD. 4, 13, 18, 20, 21, 27). Für das Gebiet der heutigen Schweiz ist keine Urkunde Zwentibolds bestimmt. Lediglich ein möglicherweise verunechtetes Diplom von 896, das im Departementalarchiv zu Kolmar aufbewahrt wird, geht die alte Diözese Basel an: Zwentibold bestätigt darin dem Kloster Münster im Gregoriental auf Grund der Privilegien seiner Vorgänger den Besitz im Elsaß-, Breis- und Sornegau, sowie das Recht der freien Abt- und Propstwahl. Anders bei Ludwig d. Kinde. Hier bildet die bei weitem stattlichste Empfängergruppe das Kloster St. Gallen. Es würde zwar eigentlich von Eichstätt übertroffen, aber von den 9 für diese Bischofskirche bestimmten Diplomen (DD. 1, 21, 22, 43, 52, 56, 58, 74, 75) sind nur zwei im vollständigen Text erhalten (DD. 1, 58). Die 8 St. Galler Urkunden sind sämtlich im Original im Stiftsarchiv von St. Gallen erhalten (DD. 8, 14, 20, 29, 33, 37, 38, 65). Es handelt sich dabei um Bestätigungen der von den Vorgängern des Königs verliehenen Privilegien, Erneuerung der Immunität und des Königsschutzes, des Rechtes der freien Abtwahl, um Schenkungen von Königsgut, Gütertausch und Schlichtung von Streitigkeiten zwischen dem Bistum Konstanz und dem Kloster St. Gallen, schließlich um die Schenkung der Abtei Pfäfers an Bischof Salomo III. v. Konstanz als Abt von St. Gallen (D. 38). Zwei Urkunden (DD. 29, 37) stellen lediglich eine nahezu gleichlautende Neuausstellung von drei Jahre vorher verliehenen Diplomen (DD. 8, 14) dar. Zu den St. Galler Originalurkunden gehört wahrscheinlich auch das in einer Durchzeichnung aus dem Anfang des 19. Jh. in der Burgerbibliothek zu Bern erhaltene Diplom, mit dem Ludwig seinen Hörigen Johann durch Schatzwurf freiläßt (D. 45). Die sicher aus einem geistlichen Archiv, am ehesten St. Gallen, stammende Urkunde befand sich im 16. Jh. im Besitze von Aegidius Tschudi, der den Empfänger Johann als Stammvater seines Geschlechtes und dessen Frei-

lassung als Adelserhebung verstanden wissen wollte. Das Original ist aber seit 1826 verschollen ; es gelangte damals aus Tschudischem Familienbesitz durch Kauf an den Antiquar Erni in Zürich und von diesem bald darauf nach England.

Es liegt nahe, daß bei Ludwig d. Kinde süddeutsche Empfänger überwiegen. Für Lothringen sind nur 14 Diplome bestimmt, für den Norden des Reiches nur 4, nämlich für Halberstadt (D. 15), Corvey (D. 6) und Kaiserswerth (D. 35, 73). Zeitgeschichtlich bemerkenswert ist z. B., daß im Diplom vom 19. Januar 901 für das Kloster St. Florian von den Bedrängnissen durch die Heiden und von der Errichtung der Ennsburg gegen diese gesprochen wird.

Sch. bietet in der Einleitung zu seiner nach den methodischen Grundsätzen der Monumenta Germaniae Historica eingerichteten Edition beider Urkundengruppen einen kurzen historischen Überblick, jeweils auch eine Liste der Deperdita, eine profunde Zusammenfassung der Kanzleigeschichte und Kanzleiverhältnisse, eine bis ins Einzelne gehende, aber doch übersichtliche kurze Darstellung der äußeren und inneren Merkmale, der Formeln und Dictamina, schließlich bei beiden noch einige Bemerkungen über die Siegel. Bezüglich der lothringischen Kanzlei kann Sch. auf seine eigene Spezialstudie verweisen : « *Die lothringische Kanzlei um 900* » in : Deutsches Archiv 14 (1958) 16-148 ; auch selbständig : Köln-Graz 1958, und bezüglich der Kanzlei Ludwigs auf die letzte Studie von P. Kehr « *Die Kanzlei Ludwigs d. Kindes* » 1940, deren Ergebnisse, von einigen Korrekturen abgesehen, durch die Arbeit an der Edition durchwegs bestätigt wurden. Den Editions-texten der Urkunden ist je eine Übersicht der Urkunden nach Empfängern und Überlieferung sowie eine Tafel zur Vergleichung der Nummern in Mühlbachers Regesten des Kaiserreiches unter den Karolingern (1. u. 2. Aufl.) angeschlossen. Von besonderem Wert ist das wohl kaum einen Wunsch offen lassende ausführliche Literaturverzeichnis, das auch die drei vorausgehenden Bände der Urkunden der Deutschen Karolinger einbezieht und über die Erschließung der vier Bände hinausgeht (S. 239-290), schließlich noch das Namen-Register (S. 291-309) und das Wort- und Sach-Register (S. 310-332).

Sch. berichtet in der Vorrede über die Schwierigkeiten, die für das Zustandekommen dieser Edition zu überwinden waren, und schildert auch kurz die geradezu dramatischen Schicksale der Bearbeitung der Karolingerurkunden, angefangen vom Arbeitsbeginn E. Mühlbachers 1892 bis zur Vernichtung des Hauptteils der gesammelten Unterlagen durch ein Schadenfeuer nach dem Ende des zweiten Weltkrieges im J. 1945. Um so erfreulicher ist es, daß mit diesem Bande die von P. Kehr 1932 begonnene Edition der Urkunden der Deutschen Karolinger (1932-1940) abgeschlossen ist. Dadurch ist der Anschluß an die Urkunden der Deutschen Könige und Kaiser erreicht, deren Reihe mit den von Th. Sickel bearbeiteten Urkunden Konrads I., Heinrichs I. und Ottos I. beginnt (1879-1884), und nun bis einschließlich Heinrich IV. geschlossen vorliegt. Da die französischen Historiker die Ausgabe der westfränkischen Königs- und Kaiserurkunden übernommen haben, die provençalischen Königsurkunden von 825-928 von

R. Poupardin (1920), die italienischen Königsurkunden von 888-962 von L. Schiaparelli (1903-1924) herausgegeben wurden und die Urkunden Ludwigs II. im Auftrag des Istituto Storico Italiano von W. Hagemann vorbereitet werden, verbleiben für die Zeit von den Karolingern bis zu den Saliern lediglich noch die besonders für die Schweiz wichtigen Diplome der burgundischen Rudolfinger. Da auch diese Edition in den bewährten Händen Th. Schieffers liegt, ist zu hoffen, daß sie in absehbarer Zeit erscheinen wird, um so mehr als die Materialsammlung dafür von ihm im wesentlichen abgeschlossen ist.

H. SCHMIDINGER.

Clément VI : Lettres se rapportant à la France, publiées ou analysées d'après les registres du Vatican, par E. Déprez et Mgr G. Mollat. T. II, fasc. 5. E. de Boccard, Paris 1959. In-F, 301 p. – **Lettres closes, patentes et curiales intéressant les pays autres que la France**. T. I, fasc. 1. Ibidem, 1960. 270 p.

Mgr G. Mollat avait repris avec J. Glénisson en 1958 l'édition des lettres de Clément VI se rapportant à la France qui avait été interrompue par le décès de E. Déprez. Il la poursuit maintenant seul. L'entreprise arrive à bonne fin avec le fascicule 5 du tome II (et non III comme porte la page de titre). Il ne manque plus que les tables. Ce fascicule contient les lettres de la huitième à la onzième année du pontificat. L'objet « lettres se rapportant à la France » est entendu avec beaucoup de souplesse, puisque les lettres concernant le royaume de Sicile, par exemple, y ont leur place. Ces dernières années de Clément VI sont plus chargées d'affaires que jamais. A côté des lettres proprement ecclésiastiques et des lettres d'affaires, les lettres de haute politique chrétienne tiennent une place considérable. Il s'agit des longues tractations destinées à « réformer » la paix entre la France et l'Angleterre, au début de la guerre de Cent ans ; de celles qui sont destinées à réconcilier entre eux Jeanne de Naples et son mari Louis de Tarente, à faire la paix entre la Sicile et la Hongrie. Le couronnement du couple sicilien occupe une large place. Par contre, on ne devine la présence ou les séquelles de la peste noire que par certaines exonérations de taxes ou par les lettres relatives aux flagellants.

Ayant terminé la série des lettres relatives à la France, Mgr Mollat inaugure maintenant la série des lettres closes, patentes et curiales intéressant les autres pays. Comme il a fait dans la partie de l'autre série qu'il a publiée, il se sert d'abord des registres d'Avignon. Les registres dits du Vatican sont en effet la copie de ceux d'Avignon et n'existent pas toujours. La quasi totalité des actes sont donnés sous forme de registres. M.-H. VICAIRE OP.

Benoît XIII (1394-1422). Lettres, t. II (1395-1422). **Analecta Vaticano-Belgica. Documents relatifs au Grand schisme, V. Textes et analyses**, par Marie-Jeanne Tits Dieuaide. Institut historique belge de Rome, Bruxelles-Rome 1960. In 8°, XLV-320 p., 3 tables.

Les lettres et les suppliques de Benoît XIII, relatives aux anciens diocèses de Cambrai, Liège, Thérouanne et Tournai, ont été dépouillées par une équipe de l'Institut historique belge de Rome. M^{lle} P. Briegleb doit

éditer l'ensemble des suppliques. M^{me} J. Paye-Bourgeois, les lettres de la première année du pontificat (810 lettres ; 2373 suppliques). M^{lle} M.-J. Tits Dieuaide édite celles des autres années (620 lettres ; 1103 suppliques), soit les lettres de la 2^e à la 4^e année (été 1398), puis de la 9^e (1403) à la 15^e année (1409-10), les années ultérieures du Pape, réfugié à Perpignan, puis à Péniscola, n'ayant donné lieu pratiquement à aucune activité épistolaire vis-à-vis des quatre diocèses. Certes, il faut se garder de tirer des conclusions hâtives de la situation des documents ainsi publiés, puisqu'elle dépend en partie des hasards de leur conservation ; il est toutefois manifeste qu'elle correspond à ce qu'on pouvait attendre. Le succès initial de Benoît XIII dans les diocèses du nord de la France s'amenuisèrent dès la seconde année, pour reprendre peu à peu dans la suite. Entre 1398 et 1403, les relations cessèrent, de par la soustraction d'obédience. Elle disparurent définitivement après la déclaration de neutralité de la France, le concile de Pise et l'élection d'Alexandre V (1409). Des quatre diocèses, Liège ne reçoit à peu près rien, ce qui n'est pas surprenant, Liège ayant fermement opté pour le pape de Rome. Bruxelles, Anvers et Mons apparaissent peu dans les lettres. Il n'y est pas question de Malines. Le diocèse de Tournai, au contraire, présente un bon nombre de collations paroissiales ; Benoît XIII y compte donc un peu partout des partisans. Peu de documents sur Gand, bastion de l'Urbanisme en Flandre. Les documents sont édités sous forme d'analyses. On remarquera le long délai qui s'est parfois écoulé entre les dates de rédaction et d'expédition, qui nous sont données toutes deux pour un bon nombre d'actes.

M.-H. VICAIRE OP.

Victor Saxer : Le culte de Marie-Madeleine en Occident des origines à la fin du Moyen âge. Cahiers d'Archéologie et d'Histoire publiés sous la direction de René Louis, libr. Clavreuil, Paris 1959, pp. I-L, 1-462, en deux volumes. 3300 fr.

M. l'abbé Saxer, actuellement curé de La Crau (Var), a présenté en 1953, comme thèse de doctorat, devant la Faculté catholique de l'université de Strasbourg, le travail qu'il publie aujourd'hui, dépouillé de certains chapitres parus dans diverses revues.

On incline actuellement à dissocier Marie de Magdala, Marie de Béthanie, sœur de Lazare et de Marthe, et la pécheresse – anonyme – de l'onction chez Simon le pharisien. L'Eglise d'Orient, remarque M. Henri Marrou, dans la belle et suggestive préface qu'il a écrite pour le livre de M. Saxer, « n'a jamais accepté l'identité des trois Maries », tandis que, « en Occident, cette exégèse, définitivement élaborée chez Grégoire le Grand, ne sera pratiquement jamais mise en question avant le XVI^e siècle ».

C'est donc le culte de ces trois saintes femmes, regardées comme n'étant qu'une seule et même personne, que M. Saxer a étudié depuis ses origines jusqu'à la fin du moyen âge. Il avait l'intention, tout d'abord, de se borner à l'histoire littéraire de la légende de Marie-Madeleine ; puis, élargissant son enquête, il a examiné surtout le culte dont la sainte a été l'objet en Occident. C'est cette partie de son travail qu'il nous livre pour l'instant, réservant pour plus tard la formation de la légende de Marie-Madeleine.

Le culte de notre sainte « est typiquement médiéval. L'antiquité ne le connaît pas » (p. 9), du moins en Occident. En Orient, ses traces les plus anciennes semblent être du IV^e siècle ; au VI^e, on montre à Ephèse le tombeau de Marie de Béthanie ; puis, à la fin du IX^e, ses restes sont transférés à Constantinople. En Occident, les premiers indices d'un culte n'apparaissent qu'au XI^e siècle, pour se développer ensuite prodigieusement au XII^e.

La fête – il s'agit toujours de Marie de Béthanie – est fixée au 19 janvier, par suite d'une erreur qui a fait identifier les deux sœurs Marie et Marthe avec le martyr persan Marius et son épouse Marthe ; puis, au VIII^e siècle, surgit une autre date : celle du 22 juillet, éphésienne sans doute par son origine. Bède, qui l'a trouvée dans la tradition grecque, l'a introduite, le premier, dans son martyrologe et elle ne tarda pas à se généraliser.

Le centre du culte, en Occident, est alors Le Vézelay, qui prétendait posséder les reliques de la sainte. L'Eglise était dédiée à la Vierge, mais on lui associe, dès le XI^e siècle, sainte Madeleine, qui finit par être la seule patronne de la basilique. C'est l'abbé Geoffroi, le promoteur de la réforme du monastère, qui semble avoir « lancé » le pèlerinage. Sous l'influence de Vézelay, d'autres sanctuaires magdaléniens surgissent en Occident, en France surtout, et c'est au XI^e siècle également que l'on commence à donner le nom de Madeleine au baptême.

Puis l'éclat de Vézelay diminue ; le centre du culte se déplace. C'est, au début du XII^e siècle, Aix-en-Provence, puis, dès la seconde moitié du XIII^e, Saint-Maximin qui, à la suite d'une « invention » remontant à l'année 1279, déclare être en possession des restes de la sainte, qui était venue, affirmait-on, apporter l'évangile en Provence et avait été enterrée à Aix, où les moines de Vézelay l'auraient dérobée. « Le culte magdalénien n'est pas en Provence un culte indigène. Il s'y est implanté par suite des revendications aixoises contre les prétentions vézeliennes, Revendications qui, il est vrai, ne porteront tous leurs fruits que deux siècles plus tard, au profit du sanctuaire de Saint-Maximin » (p. 356).

Puis, après que la dévotion à sainte Marie-Madeleine eut, dès la fin du XIII^e et durant le XIV^e siècle, rayonné à partir des sanctuaires provençaux, un recul se produit dès la deuxième moitié du XIV^e. Tandis que, en Allemagne, la création de l'Ordre des Pénitentes de sainte Marie-Madeleine, destiné au relèvement moral des prostituées, provoque un renouvellement du culte de la sainte, et que les Ordres érémitiques conservent une particulière vénération pour celle que l'on croyait communément avoir été la première ermite, ailleurs, en France surtout, la décadence s'accroît. Dès 1520 environ, le culte retombe définitivement dans la banalité et la froideur : la décadence est irrémédiable et universelle.

M. l'abbé Saxer a dépouillé les œuvres historiques : chroniques et annalistes, puis les sources liturgiques : les martyrologes, les calendriers, les sacramentaires, les bréviaires. Avec quelle minutie il a poursuivi ses recherches, on le comprendra quand on saura que la bibliographie n'occupe pas moins de 36 pages. Neuf cartes, placées à la fin du premier volume, permettent de se rendre compte du développement du culte de sainte Marie-Madeleine au cours des différentes périodes étudiées par l'auteur, soit de 1100 jusqu'au

XV^e et XVI^e siècle. Les deux dernières énumèrent plus en détail les sanctuaires élevés en France en l'honneur de la sainte, ainsi que les endroits où des livres liturgiques en font mention. Pour la France, il sera difficile d'être plus complet ; on pourra par contre ajouter quelques noms à ceux que l'auteur énumère pour le reste de l'Occident, soit l'Allemagne, la Suisse, le nord de l'Espagne et de l'Italie et le sud de l'Angleterre.

La Suisse passe pour être l'un des pays où la *Patrozinienforschung* a été particulièrement poussée. Or notre auteur n'a utilisé à ce sujet que l'étude de M. Beck, *Die Patrozinien der ältesten Landkirchen im Archidiakonats Zürichgau* (qui contient d'ailleurs des affirmations inexactes) et celle que M. Gruber a consacrée aux saints patrons du diocèse de Sion. En compulsant les résultats des nombreux autres travaux parus chez nous sur ce problème, on peut ajouter plusieurs noms à ceux que M. Saxer a indiqués dans son texte ou fait figurer sur ses cartes, soit les *églises* de Stürvis (Grisons, église déjà mentionnée au XI^e siècle), de Mex (1228, cant. de Vaud), Château-d'Œx (1317), Saint-Martin-le-Chêne (1320), Le Locle (1351), Saint-Blaise (1360), Bremgarten (XIV^e siècle, Argovie), Alpnach (à partir de 1432) ; les *chapelles* d'Avenches (XI^e ou XII^e siècle), Vevey (1177), hôpital de Saint-Gall (XIII^e siècle), Ems (*id.*), Einsiedeln (*id.*), léproserie de Linsenbühl près de Saint-Gall (*id.*), Pfäfers (1364), Estavannens (1423), Neyruz (vers 1432), Poliez-Pittet (1434), Capolago (1447), léproserie de Bourguillon près Fribourg (1453), Schwarzenburg (1463), Torricella (1469), Zuberwangen (XV^e s., cant. de Saint-Gall), Wileroltigen (1493), l'hôpital de Stabio (*id.*), Fiesso (1507, Tessin), Dusch (1508, Grisons) ; et cette liste pourrait être triplée tout au moins si l'on y faisait figurer les *autels latéraux* dédiés à sainte Marie-Madeleine dans une église paroissiale ou conventuelle, les sanctuaires du milieu ou de la fin du XVI^e siècle, ceux dont la date d'érection n'est que trop approximativement ou pas du tout connue et surtout les églises, chapelles ou autels dont sainte Madeleine n'est que l'une des patronnes et non la principale.

Un répertoire tel que celui que M. Saxer a dressé est toujours susceptible d'être complété, du moins pour les régions qui sont moins connues de l'auteur ; mais nous tenons, en terminant, à souligner l'excellente méthode utilisée par M. Saxer, l'esprit critique – mais non pas hypercritique, et toujours respectueux – avec lequel il a conduit son enquête, la minutie qu'il a apportée à dépouiller les textes liturgiques, la sagacité avec laquelle il a su dégager les grandes lignes de son travail et en faire ressortir les conclusions. On se réjouit à la pensée qu'il va nous donner encore un autre travail, consacré celui-là à la formation de la légende de celle dont il nous a si bien exposé le culte.

L. WAEBER.

André Blaser : Les officiers de l'évêque et des couvents du diocèse de Lausanne. Thèse de droit, Lausanne 1960. Paru aussi dans Bibliothèque historique vaudoise, t. XXVI.

Titre au premier abord très prometteur que celui sous lequel M. Blaser présente son étude. Aucun lecteur de la présente Revue ne se fera toutefois d'illusion sur la portée possible d'une telle étude, lorsqu'on se souvient

qu'elle a eu pour limites le cadre restreint d'une thèse d'histoire du droit. Nous nous bornerons à rappeler à tout lecteur non familiarisé avec l'histoire ecclésiastique vaudoise au moyen âge que le diocèse de Lausanne comprenait plus de 78 couvents, dont quelques-uns d'ailleurs, simples prieurés ruraux, n'avaient pas une grande importance. On peut voir d'emblée pourquoi M. Blaser, malgré le titre choisi, s'est sagement imposé des limites. Il a orienté ses investigations sur l'activité des officiers inférieurs de l'évêque à Lausanne. Ceux-ci présidaient pour la plupart un tribunal de première instance dont le fonctionnement a retenu l'attention de l'auteur. Puis il a étendu ses recherches sur quatre couvents seulement, car compiler la documentation publiée ou inédite qui existe sur tous les couvents du diocèse aurait dépassé de beaucoup les possibilités en l'occurrence. . . Tour à tour, M. Blaser expose le rôle des officiers des monastères de Lutry, Montheron, Saint-Sulpice et Romainmôtier. Chacun sait que ces institutions ont joui d'une grande considération au moyen âge et qu'elles ont bénéficié de nombreuses donations de terres. Il a fallu recourir à la collaboration d'officiers laïques pour l'administration de ces terres, dans le domaine judiciaire en particulier.

Le travail de M. Blaser se fonde sur de nombreuses sources d'archives, inédites pour la plupart, ce qui donne un grand intérêt à cette étude. Si le résultat manque peut-être d'un certain effort de synthèse, si le lecteur a parfois l'impression de prendre connaissance de textes simplement juxtaposés au lieu d'être reliés par des considérations plus générales, il n'en demeure pas moins que l'auteur nous apporte quantité de renseignements très intéressants. Il faut en particulier souligner les résultats de son effort en ce qui concerne le couvent de Lutry, si mal connu jusqu'à ce jour. Nous pensons qu'il s'agit là du meilleur chapitre de l'ouvrage.

Quelle que soit la valeur de l'effort de M. Blaser, il faut bien dire, cependant, que le résultat n'épuise pas le sujet proposé, sujet par ailleurs si vaste, nous l'avons déjà souligné. D'autres travaux, nous l'espérons, viendront peu à peu compléter ce premier défrichement et permettre d'obtenir une vue d'ensemble plus complète sur un aspect particulièrement captivant de la vie ecclésiastique vaudoise au moyen âge.

O. DESSEMONTET.

Pietro Pirri SJ : L'Interdetto di Venezia del 1606 e i Gesuiti. Sillogi di Documenti con Introduzione. Bibliotheca Instituti Historici SJ, vol. XIV. Institutum Histor. Soc. Jesu, Roma 1959. xv-409 p.

Es gibt in der Geschichte der europäischen Staaten wohl nur wenige, so eindrucksvolle Beispiele von Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat, wie jener Konflikt, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts Venedig und den Papst aufs tiefste entzweite. Venedig trat damals im Stile eines omnipotenten Staates der Kirche entgegen, ließ einen Eingriff nach dem andern in die kirchliche Jurisdiktion folgen, bis schließlich die Krise jenem Höhepunkt entgegentreib, der durch das Interdikt Papst Paul V. gekennzeichnet ist. Venedig hatte schon 1603 u. a. in zwei Gesetzen die Errichtung von Kirchen und Klöstern sowie den Kauf oder die Schenkung von liegenden Gütern zugunsten der Kirche ohne Zustimmung des Staates verboten und

dabei die schärfsten Sanktionen angedroht. Es blieb nicht bei diesen Angriffen auf die Freiheit der Kirche. Alle Verhandlungen blieben ergebnislos, sodaß Papst Paul V. am 17. April 1606 über den Senat den Kirchenbann und über das gesamte Territorium Venedigs das Interdikt verhängte. Würde dieses aber vom venezianischen Welt- und Ordensklerus befolgt? Pirris Anliegen ist es just, die Haltung der Jesuiten auf Grund der zeitgenössischen Quellen gegenüber der römischen Kurie wie gegenüber Venedig aufzuzeigen. Allein darüber hinaus kann er in überzeugender Weise dartun, daß die Vorwürfe älterer Historiker unberechtigt sind, wonach die Jesuiten aus anderen Gründen mit Venedig in Konflikt geraten wären. In der Tat dürfte niemand mehr annehmen wollen, bei allen möglichen Begleitumständen, die in solcher Lage unvermeidlich erscheinen, daß z. B. Spionage mittels der Beichte oder der Abzug großer Gelder nach Rom, die entscheidenden Motive gewesen wären. Man weiß ja, daß der Staat in der Wahl der Mittel nicht wählerisch ist, wenn es gilt, die Kirche als mißliebigen Gegner zu treffen.

Die Jesuiten gerieten infolge des Interdikts in eine überaus schwierige Lage. Auf die Beobachtung des Interdikts setzte Venedig die Todesstrafe, wohl in kluger Berechnung, daß damit die Geistlichkeit gemäß kirchlichen Normen bei derartiger Gefahr von der Befolgung des Interdikts befreit wäre, stand doch Paolo Sarpi als Staatstheologe im Hintergrund. Der Papst mußte, um solchen Gefahren begegnen zu können, ein Ausnahmerecht verkünden. Die Verbreitung der Bulle verhinderte übrigens Venedig durch eine ungewöhnlich scharfe Kontrolle des Grenzverkehrs. Die Jesuiten bewiesen indessen eine entschlossene und mutige Haltung. Sie hielten dem Papst nach anfänglichen Überlegungen rückhaltlos die Treue. Dabei stand für sie ungewöhnlich viel auf dem Spiel. Sie hatten in Padua die zweitälteste Niederlassung Italiens, und schon 1578 war die venezianische Provinz errichtet worden, zu der 16 Häuser gehörten, wovon 6 auf venezianischem Territorium lagen. Diese zählten jedoch beinahe die Hälfte aller Mitglieder der Provinz, nämlich 200 auf weniger als 450 Mitglieder. Eine Ausweisung zog für sie ungemein große Schwierigkeiten nach sich. Wo sollten die Ausgewiesenen untergebracht, wie ihr Unterhalt gesichert werden? Trotzdem gab es kein Zögern. Überall, nicht nur in Venedig und Verona, entschloß man sich zu unbedingtem Gehorsam gegenüber dem Papst. P. Castorio, der Obere des Hauses in Venedig, dessen Berichte besonders bedeutsam sind, hatte übrigens bereits Erfahrungen gesammelt. Er wußte, was Verfolgung durch den Staat bedeutete, hatte er doch in Frankreich manches erliden müssen. Er dachte und urteilte real.

Die entscheidenden Ereignisse spielten sich in kurzer Zeit ab. Am 5. Mai forderte der Doge die Anerkennung aller venezianischen Gesetze und Erlasse. Die Jesuiten sollten den Gottesdienst nach wie vor halten, wofür ihnen alle Gunst des Staates versprochen wurde. Ansonst würden sie verbannt; dann aber waren sie verpflichtet, ihre Abreise zu melden; jede Mitnahme von Vermögensgegenständen aus Kirche oder Ordenshaus war ihnen verboten. Über die Ablehnung seiner Vorschläge war der Doge nicht wenig überrascht. Die Abreise erfolgte unter dramatischen Umständen, die ein Bericht P. Castorios vom 13. Mai 1606 eindrucksvoll schildert. Mit den Jesuiten teilten die

Kapuziner und Theatiner dasselbe Schicksal. Am 14. Juni erfolgte der Beschluß, daß der Rat von Venedig einmütig und der Senat zu $\frac{5}{8}$ der Stimmen von mindestens 180 Anwesenden einer allfälligen Rückkehr der Jesuiten zustimmen müßten. Das war kaum so rasch zu erwarten, wie immer sich die Verhältnisse in der Folge entwickeln mochten. Am 19. August 1606 wurde jeglicher Briefverkehr mit den Jesuiten untersagt und die Untertanen jeglichen Standes aufgefordert, sämtliche Kinder und verwandte Zöglinge aus den Studienhäusern der Jesuiten zurückzuberufen.

Die Folgen des Konflikts sollten sich allerdings auch für Venedig auf die Dauer als untragbar erweisen. Viele flohen heimlich, um an nichtinterdizierten Orten die Sakramente zu empfangen. Unruhe und Verwirrung bemächtigten sich weiter Kreise, sodaß die Regierung der Lage kaum mehr Herr zu werden vermochte. Ein Vermittlungsversuch P. Possevinos in Rom blieb ohne Erfolg, zumal er nicht die Billigung des Generals fand. Erst die Intervention des Königs von Frankreich, Heinrich IV., der das Verhalten Venedigs als ungerecht und unmenschlich empfand, im Verein mit seinem Beichtvater, P. Pierre Coton, führte schließlich zu einem Vergleich Venedigs mit Rom. Die Jesuiten blieben freilich verbannt, bis 1657 ihre Rückkehr dank den Bemühungen Papst Alexander VII. erwirkt werden konnte. Die erlittenen Wunden vernarbten noch auf Jahre hinaus nicht.

P. P. weiß das alles in einer nicht sehr umfangreichen, aber sehr gehaltvollen Einleitung zu schildern. Eine Fülle interessanten Materials bergen indessen die in der Hauptsache italienisch geschriebenen Korrespondenzen und Akten aus dem Ordensarchiv in Rom. Es sind gegen 200 Nummern, darunter sehr umfangreiche Stücke. Der Raum zwingt uns zu knappen Hinweisen. Da sind die Berichte der Vorsteher der verschiedenen Häuser über ihre Vertreibung, die uns in alle Einzelheiten der Vorgänge Einblick gewähren. Besonders wertvoll ist die ausführliche Relation P. Castorios mit ungewöhnlich lebendigen Schilderungen persönlicher Begegnungen (92-122). Es folgen u. a. die zwischen dem General und dem königlichen Beichtvater P. Cotton gewechselten lateinischen Briefe (236 ff.). Als aufschlußreich dürfen auch die Verzeichnisse der Mitglieder der verschiedenen Ordenshäuser vor und nach dem Interdikt bezeichnet werden (260-273). Ganz eigenartig berührt inmitten der Briefe der Jesuiten selbst das Schreiben einer Nonne, das die seelischen Bedrängnisse der Ordensfrauen im venezianischen Gebiet widerspiegelt (285-290). Schließlich seien noch die Briefe hervorgehoben, die der als Parteigänger Venedigs reuig gewordene Franziskaner Marc Antonio Capello mit P. Possevino und dem General wechselte (vgl. 313 ff.).

Daß in dieser Quellensammlung, die sehr viele Originale oder dann Abschriften aus den Briefregistern bietet, auch manches Neue über hervorragende Persönlichkeiten des Ordens zu finden ist, mag mit einem Hinweis auf den hl. Robert Bellarmin dargetan sein. Die Edition ist durchaus sachgerecht durchgeführt, mögen auch einzelne Druckversehen begegnen, und sie stellt eine verdienstvolle Ergänzung zu den bereits bestehenden Quellenveröffentlichungen über die venezianische Politik in jenen Jahren dar. Selbstverständlich erleichtert ein gutes Orts- und Namenregister die Benützung des Bandes.

O. VASELLA.

Lettres de Pecci (1843-1846) (Analecta Vaticano-Belgica, 2^e série, sect. C. : Nonciature de Bruxelles, 3), éditées par A. Simon. Bruxelles-Rome 1959. In-8°, 280 p.

Le deuxième titulaire de la nonciature de Bruxelles au XIX^e siècle, le nonce Joachim Pecci, devait devenir un jour le pape Léon XIII. Le fait multiplie encore l'intérêt de sa correspondance diplomatique qu'édite A. Simon. On sait que Léopold I^{er}, fondateur de la monarchie belge, avait des intentions très précises lorsqu'il demandait à Rome l'ouverture d'une nonciature. Persuadé que l'avenir de la Belgique était lié au maintien de la collaboration étroite des catholiques et des libéraux, qui avait puissamment contribué entre 1828 et 1830 à conquérir l'indépendance, il entendait poursuivre et enraciner cet « unionisme » fécond. L'attitude indépendante et même intransigeante des évêques lui paraissait un danger pour cette collaboration. Il comptait donc sur le nonce pour apprivoiser les évêques et les rendre sensibles à la bonne volonté du roi. Le nonce Fornari, dur parfois envers les évêques, avait correspondu aux désirs du souverain. Pecci, beaucoup plus jeune, moins expérimenté, donna l'impression de la réserve, de la timidité même. Il déçut, et le roi ne tarda pas à demander son changement.

Dans une longue introduction, l'éditeur de cette correspondance analyse, affaire par affaire, l'attitude réelle de Pecci. Il aboutit à cette conclusion que la déception du roi ne fut pas due en réalité à l'inexpérience du diplomate, mais au fait que celui-ci ne travailla pas vraiment dans la ligne que le roi souhaitait. Sans doute, le tempérament du futur Léon XIII le portait à « attendre un peu » ; mais afin d'y voir clair, de s'informer, de réfléchir, non par timidité. Par contre, une fois au fait, Pecci savait prendre sa décision, s'engager seul et agir avec ténacité indépendamment des opinions du roi. Ainsi dans l'affaire des jurys d'examen. Engagé, par ses instructions mêmes, à se rapprocher des évêques, il discerne dans leurs alarmes autre chose que de l'intransigeance et prend résolument parti pour eux, au point de mettre en difficulté le ministère unioniste cher au cœur du roi, et à en provoquer la chute. Il ne se lie pas d'ailleurs aux évêques à tel point qu'il ne les contredise en autres circonstances. Agissant de la sorte, une quinzaine d'années seulement après l'indépendance, il détermine pour de longues années parfois certaines positions scolaires et religieuses du pays. D'autre part, il acquiert une expérience des cours européennes que ses positions successives, après comme avant sa nonciature, ne lui permettent pas également d'obtenir, en particulier dans le domaine des relations du spirituel et du temporel. Il se souviendra peut-être de cela trente ans plus tard, lorsqu'il accédera à la papauté.

Les lettres de Pecci sont données en forme de résumés analytiques, qui reprennent tous les noms propres et les termes caractéristiques de l'original. En annexe, le texte de onze lettres *in extenso*. Un bon index. M.-H. VICAIRE OP.

Gregor Beuret : Die katholisch-soziale Bewegung in der Schweiz, 1848-1919. – Verlag P. G. Keller, Winterthour 1959. xvi-238 p. bibl.

Cette thèse dont l'ambition est d'apporter une suite à l'ouvrage de L. Schihin, consacré aux débuts du catholicisme social en Suisse (1798-1848), a été élaborée sous la direction du professeur Richard Büchner, à qui l'his-

toire des idées et de la politique sociale dans notre pays doivent beaucoup. Elle réunit en un ouvrage des données jusqu'ici dispersées dans les études de Farner, Hüppy, Kull, Loosli, Ragaz et Rimli, pour ne citer que les thèses. A ce titre, elle constitue une précieuse mise au point et une synthèse provisoire dont l'urgence se faisait sentir depuis longtemps.

L'auteur définit d'abord le mouvement du catholicisme social suisse comme l'expression de toutes les démarches, caritatives ou réformatrices, individuelles ou collectives, pour trouver à la question sociale une solution conforme aux enseignements doctrinaux de l'Eglise (p. 2). En s'appuyant sur les distinctions déjà classiques de Briefs et de Messner, il distingue trois lignes de force qui se relaient dans la période considérée : un courant social-conservateur qui influence le troisième quart du XIX^e siècle ; une perspective catholique-démocratique qui prend la relève, à partir des années 80, pour échouer au tournant du siècle ; enfin une influence chrétienne-sociale dominante au XX^e siècle. La parution de « Rerum Novarum » lui paraît marquer – avec raison – un tournant dans cette évolution souvent heurtée.

Avant 1891, c'est la période d'édification du catholicisme social avec l'apparition successive d'organisations de plus en plus spécialisées : du Piusverein (1857) aux associations d'employés en passant par les Gesellenvereine et surtout les Männer- und Arbeitervereine, chères à Beck et Feigenwinter. Parallèlement les idées sociales catholiques pénètrent au Parlement fédéral grâce à Decurtins. Cette transformation institutionnelle s'explique par une évolution des idées qui, devant l'ampleur croissante des problèmes posés par la civilisation industrielle, conduit la pensée sociale catholique à mesurer la faiblesse d'une démarche purement caritative et à lui préférer des réformes modifiant les structures sociales par le self help, la corporation ou la législation sociale. Sur ce dernier point, l'Union de Fribourg fait œuvre pionnière en rassemblant des données qui serviront aussi bien à Léon XIII qu'au nouveau droit social catholique.

Si l'encyclique « Rerum Novarum » clarifie les positions doctrinales dès que « Rome a parlé », il faudra en Suisse une vingtaine d'années pour que les associations, jusqu'à un certain point concurrentes, du catholicisme social trouvent des points de ralliement. Le premier, auquel M. Beuret accorde une attention toute spéciale, est trouvé avec l'apaisement de la rivalité entre le Piusverein et le Verband Männer- und Arbeitervereine, lorsqu'est fondée en 1905 l'Association populaire catholique suisse. Le second et le plus important pour l'avenir est constitué par le succès rapide des syndicats chrétiens-sociaux, lancés par l'abbé Jung en 1891 et associés en cartel fédéral dès 1903. Au fur et à mesure que leur collaboration à l'Arbeiterbund s'avère plus difficile en raison du glissement de cette organisation neutre et pluraliste vers le syndicalisme socialiste, les travailleurs catholiques suisses peuvent se regrouper sur une base nouvelle. Au lendemain de la crise de 1918, les syndicats chrétiens-sociaux, le parti conservateur définitivement fondé en 1912 et l'association populaire catholique suisse forment un front commun dans la lutte pour la réalisation de la doctrine sociale de l'Eglise. Ainsi s'achève la période des tâtonnements, période féconde malgré les tensions personnelles, les luttes parfois confuses entre les associations.

Un des principaux mérites de M. Beuret est d'avoir, grâce à une analyse fouillée des programmes et des activités, souligné avec une netteté particulière l'évolution qui fait passer les associations catholiques du type pluraliste et de l'idéal surtout caritatif à des organisations plus nettement professionnelles, soucieuses à la fois de défendre des intérêts et d'obtenir des réformes. Ainsi, en Suisse, comme ailleurs, le mouvement de la « démocratie chrétienne » est sorti de conditions complexes. On peut se demander toutefois si l'auteur ne sousestime pas quelque peu l'influence personnelle de chefs de file tels que Florentini, Scherer-Boccard, Decurtins, Beck ou Feigenwinter. En tout cas, son exposé ne nous montre pas toujours le rôle de pionniers qu'ils ont joué au moment où les associations n'existaient pas ou connaissaient des moments particulièrement difficiles. Cette réserve n'enlève rien à la valeur d'un ouvrage qui se lit avec agrément et qui trouvera – espérons-le vivement – de nombreux lecteurs en l'année jubilaire de « Rerum Novarum ».

ROLAND RUFFIEUX.

HINWEISE

Umbrae Codicum Occidentalium ... II. Notitiae Regionum Urbis Romae et Urbis Constantinopolitanae – Glossarium Latino/Theotiscum – Codex Vindobonensis 162. Einleitung von F. Unterkirchner. 1960. North-Holland Publishing Company. Amsterdam. – Der hier im Faksimile wiedergegebene Kodex geringen Umfanges zerfällt in die beiden im Titel genannten, nach Herkunft, Schrift, Material und Inhalt verschiedenen Teile mit 10, bzw. 40 Blättern. Sein erster feststellbarer Eigentümer, ein Graf Wilhelm von Zimmern, schenkte ihn 1575 dem Erzherzog Ferdinand von Tirol für die Ambraser Sammlungen. 1665 kam er in die kaiserliche Hofbibliothek in Wien. Die Anzeige seines Faksimiles in dieser Zeitschrift rechtfertigt sich durch seinen Inhalt, während die Einleitung dazu den Nachdruck auf kodikologische Dinge legt. – Die Beschreibung der römischen Regionen zählt diese zunächst auf und gibt ihre wichtigsten Gebäude, Anlagen und Merkwürdigkeiten an. Ein Anhang vermerkt die Zahl der Bibliotheken und Obelisken und die Namen der wichtigsten Brücken, Hügel, Basiliken usw. Ein zweiter Anhang faßt die Beschreibung im Hauptteil kurz zusammen. Wie für diese Stadtbeschreibung von Rom ist die Handschrift auch für die von Konstantinopel die älteste Überlieferung. Man setzt die Notitia in das vierte Jahrzehnt des neunten Jahrhunderts, und zwar nach Fulda. – Der zweite Teil des Kodex bietet ein lateinisch/althochdeutsches Wörterbuch mit drei Anhängen. Jenes wurde lange irrigerweise auf Hraban von Fulda zurückgeführt, während es in Wirklichkeit in Bayern entstanden ist. Außer im Vindob. 162 findet es sich noch im Vindob. 482 und im Monac. germ. 5153a, alle drei im neunten Jahrhundert entstanden. Seine unmittelbare Vorlage soll das sogenannte Keronische Wörterbuch von St. Gallen sein. Es beginnt : « Inchoant Congregationes Verborum : pikinnant samanunga uuorto. » Heute wird es mit den beiden letzten Worten oder einfach mit « Samanunga » bezeichnet. – Von

den Anhängen sind die « Voces variae animantium » aus dem vorliegenden Kodex noch nicht gedruckt. Sie weisen etliche Unterschiede von dem Texte der MGH. AA. IX. S. 548 auf.

H. FOERSTER.

Es ist auffallend, daß in den Papsturkunden der Anfang des Brauches, den Schreiber zu nennen, mit der eigentlichen Ausbildung der römischen Kuriale gegen Ende des 8. Jh. zusammenfällt und daß dieser Brauch mit dem Ende der Verwendung dieser Schrift in der Papstkanzlei im J. 1123 endgültig aufhört. Seit der Mitte des 11. Jh., dem Pontifikat Clemens' II., wird aber in der päpstlichen Kanzlei neben der Kuriale auch die Minuskel verwendet und gleichzeitig erscheint auch die Skriptumzeile nicht mehr so regelmäßig wie vorher in den Privilegien. Es ist vielmehr so, daß fast immer die von römischen Skriniaren in Kurialschrift mundierten Privilegien die Skriptumzeile enthalten, die anderen, nicht in der römischen Kuriale ausgefertigten Privilegien sie dagegen vermissen lassen. Mit der Frage, wie dies zu erklären sei, befaßt sich *Paul Rabikauskas, Zur fehlenden und unvollständigen Skriptumzeile in den Papstprivilegien des 10. und 11. Jahrhunderts, in: Saggi storici intorno al papato (Miscellanea Historiae Pontificiae vol. XXI), Roma, Pontificia Università Gregoriana, 1959, S. 91-116*, dessen Buch über « Die römische Kuriale in der päpstlichen Kanzlei » in dieser Zeitschr. (54, 1960, S. 75-77) besprochen wurde. Er weist auf die Möglichkeit hin, daß die Nennung des Schreibers, wie sie in den weltlichen Kanzleien üblich war, von der Absicht bestimmt wurde, den päpstlichen Rechtsentscheidungen auch im irdischen Bereich größere Geltung zu verschaffen. Die Skriptumzeile wird dann im 11. Jh. ein ausschließliches Merkmal der von den römischen Skriniaren geschriebenen Privilegien. Nach R. erklärt sich dies daraus, daß wir bis ins 11. Jh. hinein noch von keiner Kanzlei im üblichen Sinne sprechen können. Die städtischen Notare und Skriniare scheinen einerseits Urkunden im Auftrag des Papstes und der kurialen Beamten hergestellt, andererseits aber manchmal auch selbst auf Veranlassung eines Bittstellers konzipiert und zur Bestätigung vorgelegt zu haben. Die darin liegende persönliche Verantwortung dürfte nach R. einer der Gründe sein, warum in den Papstprivilegien nicht nur ein hoher Hofbeamter, zum Zeichen der Rekognition, das große Datum unter Anführung seines Namens hinzufügte, sondern auch der Schreiber der Urkunde sich in einer eigenen Formel zu nennen hatte. Bei dem späteren bürokratischen Verfahren einer ausgebildeten Kanzlei, wie sie seit der Mitte des 11. Jh. sich formt, trägt der leitende Beamte die Verantwortung und fällt die Begründung der Skriptumzeile weg. Das auffallend häufige Vorkommen der unvollständigen Skriptumzeile in den Privilegien des ausgehenden 10. und des 11. Jh. erklärt R. damit, daß man streng daran festhält, in der Skriptumzeile den Schreiber zu nennen, der die Urkunde wirklich geschrieben hatte. Wo immer ein Nachtrag des Schreibernamens oder der ganzen Skriptumzeile festzustellen ist, stammt er vom Schreiber der Urkunde. War der Nachtrag unterblieben, so ließ man lieber die Urkunde mit einer unfertigen Skriptumzeile hinausgehen, als daß sie ein anderer im Namen des wirklichen Schreibers oder im eigenen Namen vervollständigt hätte.

H. SCHMIDINGER.

Eine Frucht der Arbeit an der Erfassung der Originale von Papsturkunden für die Zeit von 1198 bis 1417 in der Schweiz (vgl. den Bericht darüber in dieser Zeitschr. 52, 1958, S. 271-272) ist der Aufsatz von *Anton Largiadèr, Die Papsturkunden des Zisterzienserinnenklosters Magdenau, in: Mitteilungen d. Instituts für österr. Geschichtsforschung 68 (1960, Festgabe L. Santifaller), S. 140-155.* Der Verfasser geht kurz auf die in seine Untersuchungsperiode fallenden 11 Papsturkunden für das im J. 1244 gegründete Kloster Magdenau ein und hebt die Bedeutung originaler Überlieferung für die Kenntnis des Verkehrs zwischen Kurie und Empfängern hervor, auch wenn es sich wie bei den hier in Frage stehenden Stücken um allgemeine, sonst ebenfalls in großer Zahl überlieferte Verfügungen handelt. Im Anhang druckt er die 11 Urkunden, von denen bisher nur zwei Stücke im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen von H. Wartmann veröffentlicht waren.

H. SCHMIDINGER.

Der aufschlußreiche Aufsatz unter dem etwas umständlichen Titel: *Die Bedeutung des Abtes Johann Jodok Singisen für die Wissenschaft im Kloster Muri und seine akademisch gebildeten Mönche 1596-1644,* den wir *P. Adelhelm Rast* verdanken (48 S. SA aus « Unsere Heimat ». Jahrbuch d. Histor. Gesellsch. des Freiamts 34, 1960) ist ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der Abtei, erweckt aber allgemeineres Interesse angesichts der weitverzweigten Beziehungen Muris unter der Leitung der bedeutenden Persönlichkeit Singisens. Man wird vor allem die biographischen Notizen, die R. über viele Konventualen und spätere Äbte beizusteuern vermag, zu schätzen wissen; denn sie beruhen auf Forschungen, die der Vorbereitung des sehr erwünschten Profefbuches dienen. Es überrascht nicht, daß unter den Hochschulen Dillingen, wo über 20 Konventualen studierten und 1614 gleichzeitig 4 die Magisterwürde erwarben, eine hervorstechende Rolle spielte. Nur vereinzelt zogen Murenser noch anders wohin, wie etwa der bedeutende, nachmalige Abt Dominikus Tschudi nach Ingolstadt. Gegenüber der kaum gegründeten Benediktinerhochschule in Salzburg blieb Abt Singisen zurückhaltend. Etliche Konventualen lassen sich in Luzern und Rorschach nachweisen.

O. VASELLA.

Alois Steiner: Großwangen. 450 Jahre Umritt 1510-1960 (Großwangen, Verlag des Pfarrhauses, 79 S.) ist eine ausgezeichnet illustrierte Festschrift zum Jubiläum des schönen Brauches, der heute nur mehr im Kt. Luzern geübt wird. Zwar fehlt bedauerlicherweise archivalisches Material, sodaß mit Recht, z. T. in Anlehnung an die Kunstdenkmäler Luzerns von Ad. Reinle, eine knappe Darstellung der zahlreichen alten und neuen Heiligtümer der Pfarrei miteinbezogen wurde. Großwangen wurde 1480 von Papst Sixtus IV. dem Stift Beromünster inkorporiert und das Stiftskapitel entschied 1510, daß der Leutpriester von Großwangen beim Kreuzgang beritten sein solle und die Kirchengenossen ihn zu Pferde begleiten könnten. So wurde der alte Kreuzgang am Auffahrtsfest in eine Umrittprozession umgewandelt, die im ältesten Jahrzeitbuch von 1566 erwähnt wird. Den Verlauf des heutigen Umritts veranschaulicht eine gute Karte. Der Schrift ist ein Verzeichnis der

Leutpriester, eine eingehende Bibliographie sowie ein Verzeichnis der Genossen der Zwinggemeinde Wangen 1802-1804 und der sogen. 14 äußeren Höfe beigegeben, Beiträge, die verschiedenen Verfassern zu verdanken sind. (Die Angabe S. 22, daß der Leutpriester Georg Dörflinger von Beromünster 1522 wegen der Wiedertäuferi die Predigt über das heilige Altarssakrament eingeführt hätte, müßte wohl noch genau überprüft werden.) O. VASELLA.

Daß auf dem Boden der Ortsgeschichte die Liebe zu heimatlicher Tradition immer wieder auflebt, beweist in schöner Weise die aus Anlaß des 700jährigen Jubiläums Bremgartens (1959) erfolgte Gründung der « *Bremgarter Neujahrsblätter* », die, ansprechend gewandt, den Leser durch einen trefflichen Gehalt erfreuen. Herausgegeben von der Schodoler Gesellschaft, finanziell in rühmenswertem Zusammenwirken der Einwohner-Ortsbürger- und kath. Kirchgemeinde sowie mehrerer Firmen betreut, widmen sie sich nicht nur der Geschichte im engeren Sinn. Vielmehr öffnen sie dem Leser den Blick auch für die kunsthistorischen Schätze und für mannigfache Beziehungen des Städtchens in der Vergangenheit. So gelten eine Reihe von Aufsätzen den Ausgrabungen in der Muttergottes-Kapelle (R. Bosch) und deren Fresken (P. Felder, G. Kalt) sowie der St. Anna-Kapelle (R. Bosch, Eugen Bürgisser). Daß die Wandlungen des Stadtbildes, Literatur, Musik und Volkskunde nicht unbeachtet bleiben, zeigt vor allem der Jahrgang 1960. E. Bürgisser entnimmt 4 Formularen von 1632 des Schultheißen Joh. Bucher « Barocke Hochzeitsbräuche » und Heinr. Butz entwirft ein anschauliches Bild von den französischen Flüchtlingen der Revolutionszeit, die im Kloster St. Klara Zuflucht fanden. Unter ihnen befanden sich Persönlichkeiten von europäischem Rang. Deren Erlebnisse hält B. in übersetzten Auszügen aus den Memoiren der Madame de Genlis fest. Eigenwert beansprucht auch der biographische Abriß, den uns Alfons Zehnder über den Apotheker Jakob Boll (1828-1880) schenkt, der ein hervorragender Forscher u. a. in Texas war und bedeutende naturhistorische Sammlungen hinterließ. O. VASELLA.

Wege eines Bergpfarrers. A. Zenzünen, 1959, Buchdruckerei Mengis, Visp. – Das 19. Jahrhundert brachte auch im Walliser Klerus Auseinandersetzungen. Konnten die einen die sogen. gute, alte Zeit nicht vergessen, als das Oberwallis den Kanton beherrschte und die Religion geblüht hatte, so gab es andere, die mit dem Fluß der Zeit schwammen und bleibende Werke schufen. Da in jener Wende auch weltanschauliche und kirchenorganisatorische Fragen die Gemüter bewegten, konnten geistliche Herren, die dem Fortschritt huldigten oder ihm nicht wehrten, in den Geruch kommen, liberal zu sein. Den großen Exponenten der Modernen, H. Domherrn Josef Anton Berchtold (1780-1859), behandelt eine Biographie, welche in Vorbereitung ist, sehr einläßlich, während H. H. Peter Joseph Kämpfen 1827-1873 in H. H. Prof. Franz Jost selig einen Lebens- und Werkdarsteller gefunden hat. H. H. Anselm Zenzünen, Pfarrer in Lax/Goms, ist den Wegen des H. H. Pfarrers *Klemens Bortis* nachgegangen (16. Oktober 1815 bis 19. März 1884). Die Lebensetappen werden verständnisvoll beschrieben: Von Fieschertal ins Kollegium von Brig, nach Wien, ins Rektorathaus Ulrichen, ans Kollegium

von Sitten, wo Klemens Bortis als Professor wirkte. Wegen der damaligen Situation bekam er aber schon nach vier Jahren den Verleider und bezog die Pfarrei Randa und dann die Pfarrei Grengiols, wo er 30 Jahre seeleneifrig und schriftstellerisch tätig sein Amt versah. Er schrieb Zeitungsartikel, Abhandlungen, etwa auch Streitschriften – so für die Beibehaltung der Feiertage als solche, statt daß sie auf den Sonntag verlegt wurden, usw. Bekannt blieb Pfarrer Bortis noch lange, weil er ein patriotisches Theaterstück verfaßt hatte: Thomas in der Bünden. Dieses dem Helden der Freiheitschlacht von Ulrichen (1419) gewidmete Drama wurde sehr geschätzt. – Leider war Klemens Bortis ein tragisches Ende beschieden, indem er auf einem Heimwege stürzte und sich so schwer verletzte, daß er nur noch zum Sterben ins Pfrundhaus getragen werden konnte.

Die 47 Seiten sind mit großer Sachkenntnis, Liebe und mit Einfühlungsvermögen geschrieben, so daß man ein anschauliches Bild der Person und seiner Zeit bekommt. Der Leser dieser « Wege eines Bergpfarrers » wird den schönen Beitrag zur Kenntnis unserer Heimat schätzen und gleich uns weiterempfehlen.

J. BIELANDER.

NEKROLOG

† ANTON GULDIMANN (1903-1960)

Kreislaufstörungen plagten Anton Guldemann seit Jahren und zwangen ihn, sein Lehramt an der Volksschule vorzeitig aufzugeben. Es war ihm noch eine kurze Spanne freier Muße vergönnt; am 7. Juni 1960 hat ein Herzschlag sein Leben mit 57 Jahren abgeschlossen.

Seine Leidenschaften waren Archäologie und Kunstgeschichte. Angefangen hatte er zwar ohne Neigung zum Spezialistentum, denn während seiner Studienjahre in Basel, Paris und im Uechtland war er dem Historismus ins Garn geraten und er kam damals zu der Überzeugung, ein des Namens würdiger Historiker dürfe nicht fragen, was er dereinst mit seinen Kenntnissen anfangen könne, sondern müsse sich auf alles werfen, das die Vergangenheit in ihrer respektablen Breite möchte deuten helfen. Er hörte vorab bei Albert Büchi, Eduard Hoffmann-Krayer, Günther Müller, Heribert Reiners und Gustav Schnürer, verehrte Marius Besson, Ferdinand Lot und Heinrich Wölfflin und lernte bei geistlichen Kommilitonen Latein, bis er seinen Gregor von Tours im Originaltext lesen konnte. Aus dem Studium der historischen Hilfsdisziplinen brachte er als Steckenpferd die Numismatik heim, und das große paläographische Tafelwerk seines Freiburger Lehrers Franz Steffens kannte er fast auswendig. Doch schließlich ergab er sich dem intimen Reiz der heimischen Kunstgeschichte und wurde der Anwalt aller gefährdeten Kirchen, Kapellen, Wegkreuze, Madonnen und Fresken im Kanton, eine Aufgabe, die er (bevor man ihn in die Solothurner Kommissio-